

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 259.

Freitag, 5. November.

1915.

(7. Fortsetzung.)

Der Orgel-Änger.

Roman von Edela Küst.

(Nachdruck verboten.)

"Ist mir angenehm zu erfahren — ich renommiere nicht, es ist mir tatsächlich angenehm, das zu wissen. Ganz abgesehen davon, daß mein Schwiegervater mich nicht zu fragen braucht, wenn er sich solche Bagatellen leistet, freue ich mich, auch an anderen zu erfahren, daß er kein Renauner ist!"

Wedel lachte fast verständnisinnig, als begriffe er, was für Gedanken sich in Herbert Loslössten, der zu Wulffens Erstaunen seine tadellose Haltung keinen Augenblick verloren hatte.

Das Gespräch lenkte dann in andere Bahn, die Damen fehrten heim, man speiste ganz fidel und schloß den Abend mit Musik, wie das bei Jung-Sehrens selbstverständlich war. Herbert geigte mit seinem alten, ungehemmten Temperament, Dina und Wedel wechselten sich im Begleiten ab. Nur wenn Knut Wulffsen mit Dina sang, sah Frau Malwine am Flügel — die Drei hatten sich seit Jahren prächtig zusammen einmusiziert.

Dina ließ sich zuletz von Wedel Vortrag über den "Klub" halten.

"Wenn ich nur wüßte, welche Lücke dieser Klub ausfüllen soll? Die Herren sehen sich im Winter fast jeden Tag in einem anderen Hause — an Geselligkeit läßt Fünf-Hügelchen doch wirklich nichts zu wünschen übrig! Genügt das nicht zum Ausplaudern, zum Streiten und zum solennen Skat?"

"Aber gnädigste Frau, das ist doch nicht das! Wir Männer wollen auch mal ab und zu ganz absolut unter uns sein, wo . . ."

"Nun, und der Königshof? Bählt der plötzlich nicht mehr? Reicht er nicht mehr aus für die Frühstückspartys, die Lämmer-Abhängis und die Nachtklöppchen?"

"Der Königshof — na ja, man hat eben weiter nichts! Aber, Gnädigste — es sitzt jetzt eben auch schon alles im Königshof, bis auf die Kleinbürger — denen ist Schmidt auch schon längst rückständig geworden! Ich — ich bin ja doch kein Heupferd und sehe jeden so mehr oder weniger für Gottes Kreatur an. aber, ja, man will doch irgendwo unter sich sein! Es ist ja 'n Skandal, daß wir immer noch kein Casino hier haben, seit das nun voll abgerundet ist — ich meine natürlich 'n standesgemähes Haus! Unsere Schwertfegerische Bevölkerungskochenmeine nenne ich doch kein Casino — da geht man bei dem letzten Happen noch mit vollem Mund raus, damit man sich nur keine Minute länger aufhält, als unbedingt notwendig! So was war mal vor zwanzig Jahren vielleicht ganz anmutig, aber heute? Heut sind wir eben alle durch die Bank Streber und suchen Vorteile, Karriere und möglichst viel Lebensgenuss!"

"Aber immerhin, wenn Fünf-Hügelchen seinen Westend-Klub hat, dann kann es hier kolossal mollig werden! Sehren, ich sehe Sie schon im Geiste in Marmor auf dem Marktplatz stehen: „Herbert Sehren, der Reformator von Fünf-Hügelchen, Vixit!" Dann werden Sie wissen, warum Sie gelebt haben! Lachen Sie nicht, das wissen die wenigen!"

"Haben Sie denn auch schon ein Haus dafür in Sicht?" fragte Wulffsen.

"So einigermaßen, ja. Die Villa Schütte wird zu Oktober leer."

"Ein etwas almodischer Kasten."

"Aber ganz vornehm. Man kann ja später ausbauen, kaum genug ist vorhanden."

"Ich schlage vor", rief Wulffsen, "wir bauen auf dem Orgel-Änger! Wenn wir milde Stiftungen anrufen, können wir in zehn Jahren bauen — Schloß mit Park natürlich, fenda!"

"Wir warten aber nicht und werden mit der Schüttenischen Villa abschließen", sagte Herbert, alle weiteren Scherze abschneidend.

Wulffsen geleitete Frau Malwine nach Hause.

"Das müssen Sie doch zugeben, Doktor, daß Herberts Idee mit dem Klub reizend ist" — sagte sie heiter in müsterlichem Stolze. "Er wird euch hier ein wenig aufzürtern, euch ein wenig eleganter machen."

"Es ist eine gefährliche Idee", sagte Knut Wulffsen streng, "aber wir müssen ihn sich daran ansehen lassen, um zu verhüten, daß er vielleicht noch Schlimmeres ausbrüttet."

"Ach, Knut, Sie sind auch so hart mit ihm — er ist doch nun mal ein Künstler-Naturell, mein Gott!"

"Dann hätte er Künstler werden und in die weite Welt gehen sollen, sich nicht aber in Fünf-Hügelchen als Philister verheiraten!"

"Und war das etwa sein Wunsch und Wille? Sie wissen doch, wie alles steht, Knut."

"So ungefähr weiß ich's, ja! Ich bin darum auch nicht hart mit ihm, es sei denn zu seinem Heile!"

"Das Heil des Menschen ist das Ausgebendürfen seiner Persönlichkeit, alles andere . . ."

Frau Malwine seufzte tief, als wüßte sie aus eigener Erfahrung, was es heißt, seine Persönlichkeit unterdrücken müssen. "Bleiben Sie sein Freund, Knut — er vertraut Ihnen ja so von Herzen, Sie sind ihm mehr wie ein Bruder, und — er hat doch sonst niemand."

"Er hat Dina."

Es war ein so eigener Ton in diesen Worten, daß Frau Malwine aufhorchte. Es trat eine ganz kleine Pause ein, dann fragte die Doktorin: "Ist eigentlich etwas daran, Knut, man sagt so hier und da, Sie hätten Dina lieb gehabt — ist das wahr?"

"Viel gehabt? Ich habe sie sehr, sehr veracht, ich verachte sie heute noch so, fast noch mehr! Ich habe nie eine Schwester gehabt, aber wenn ich mir eine vom lieben Gott hätte erbitten dürfen, ich hätte mir Dina erbitten!"

"Und weiter hat sich Ihr Gefühl nie verstiegen? Sie haben sie nie geliebt und für sich begehr?"

"Ich habe sie nie geliebt und für mich begehr, denn seit ich sie kenne, ist sie Herberts Verlobte gewesen."

"Wohl nur darum also?"

"Vielleicht! Ich habe mir nie Rechenschaft darüber abgelegt."

Als Wulffen dann über den Wall zurückging und an Dinas Haus vorüberkam, blieb er eine Weile stehen — im Schlafzimmer oben erlösch eben das Licht — Er riss den Hut vom Kopfe und fuhr sich mit der Hand durch das blonde, volle Haar.

Der Rechtsanwalt Schren war wirklich sehr arbeitsstichtig. Er konnte mehr bewältigen als andere Berufsmenschen und behielt ganz ungeheuer viel Zeit, immer mehr neue „Torheiten des Lebens“ aufzunehmen, wie er das nannte. Seine jüngste Torheit war das Jagen! Kaum war die Hühnerjagd eröffnet, so erschien er am ersten Sonntag in der Kinderstube in feinstter Ausrüstung mit automatischer Schrotflinte und einem trainierten Kurzhaar vornehmsten Stammbaumes an der Leine und nahm scherhaft rüttelnden Abschied von Weib und Kind.

„Halte dein Schießen niemand mit der Mündung zu hart unter das Niedergang, flieke weder Hunde noch Treiber an, Herbert, und vor allem bringe dich selbst heil nach Hause!“ rief Dina ihm nach, der noch so ein paar jägerlateinische Broden von einem Onkel her im Gedächtnis hafteten.

Es beteiligten sich sechs Herren an der Jagd: Oberst von Altleder, Oberleutnant von Wedel, Leutnant Köster, der Referendar Pet Henle, der „reiche Trümpe“ (seines Zeichens Bankier) und Herbert Schren. Die drei Letzten waren die elegantesten und hatten bisher nur Vöcher in die blaue Herbstluft geschossen. Altleder hatte die stärkste Vergangenheit, aber auch Wedel und Köster waren immerhin schon einige Doubletten geblüht, und sie hatten ab und an auf den Rehbock gezielt. Man sah es ihren Zoppen an: sie waren dabei gewesen!

Der reiche Trümpe hatte den Oberst in sein Dogcart genommen, die vier anderen Herren fuhren in einer geräumigen Chaise. Man hatte reichlich zwei Stunden Wog, und den Schlaf noch in den Gliedern. Dazu gesellte sich die Nervosität einer ersten Jagd nach langer Pause — es herrschte kleine Stimmung. Die Hunde zeigten sich desto wacher und spielfroher und kürzten sich die Zeit durch ein temperamentvolles Umschreiben, bis sie endlich Hühner in der Nase hatten.

Die ersten Schüsse krachten. So manch ein Hühnervölkchen wird aufgetan und streift unversehrt weit über die Felder fort — das Schrot „dekt“ nicht gleich.

Nur der Oberst sammelt bald gesprengtes Volk zu Paaren sieghast an seinem Galgen.

Sonst geht noch oft hier und da eine Flinte „unverzehens“ los, und wäre der reiche Trümpe nicht etwas plötzlich auf den Bauch geslagen, er hätte vielleicht sehr umgehend um eine kräftige Schrotladung reicher, aber um ein langes Leben ärmer das Revier verlassen.

Pet Henle hatte in heizam Bemühen an einem fidelen Lößelmann tödlich vorbeigetroffen. Gott sei Dank auch an Trümpe, den seine erstaunliche Geistesgegenwart gerettet hatte.

Pet Henle blieb ihm ewig dankbar dafür, aber für heute setzte er aus — das kleine Erlebnis war ihm in die Glieder gefahren. Herbert Schren war nur darauf bedacht gewesen, sich keine Blößen zu geben; er schoß selten und hatte doch um die Mittagszeit auch an seinem Galgen vier stattliche Braten baumeln.

Sein scharfes Auge und sein bewährtes Glück halfen ihm auch diesen ersten Jagdzug mit Grazie überstehen.

Er hatte genug für den Anfang, er wollte nicht mehr schießen, am nächsten Sonntag war ja auch noch ein Tag! Da würde er schon mit ganz anderem Ergeiz und gewisser Erfahrung losgehen — heut hatte die erste Aufregung und Spannung ihn müde und hungrig gemacht.

Während die übrigen Herren sich oben am Stande der Rübenbreiten erwarteten, um noch einmal Kette zu bilden, waten Schren und Pet Henle über feuchten Lehmbrock der Waldschänke zu, um für die Jagdgemeinschaft das Mhli herrichten zu lassen, das aus nicht viel

mehr als aus Eier, Schinken, Salat und günstigstenfalls junger Gans bestehen kann. Man hat sich natürlich in Zeiten angemeldet, aber Vater Tuller macht auch mit Honoratioren aus Fünf-Hügelchen nicht viel Federlesen und tröstet auf, was er hat, ohne Umstände! Wenn's nicht ausagt, soll davon bleiben. Das ist sein Glaubensbekenntnis und das seiner Frau Schwägerin, die ihm einen jeweiligen Gästen das Haus besorgt, seit Mutter Tuller vor Jahren das Zeitliche gesegnet hat.

Dafür gab's auf alle Fälle einen guten Tropfen in der Waldschänke, den selbst der reiche Trümpe nicht stehen ließ. Und das wollte etwas bedeuten, denn Trümpe hatte an allen Quellen getrunken, im Norden und Westen — er kannte die Neben und wußte, wie und wo sie wachsen, früher hatten die Studenten in der Waldschänke ihre Kontrahagen ausgesucht — Herbert Schren hatte sich da seinen Referendarschmiss geholt. Wie weit lag das alles hinter ihm! Die Studenten hatten sich längst einen anderen komfortableren, näher gelegenen Bautzboden gesucht, und — die schöne schwarze Lene Tuller die er so manch liebes Mal beim Schopf genommen, um sie in toller Jugendlust herhaft abzufüllen, sie war schon zu seiner Referendarszeit nach Hannover verheiratet worden, sehr plötzlich sogar und ohne ihm auch nur einen Abschiedsgruß zu gönnen.

Herbert war überrascht, einen so stilgerecht gedeckten Tisch vor der Waldschänke, unter den alten Linden zu finden — selbst frisch geschnittene Rosen dufteten aus niedrigen Bierlätern über die Tafel.

„Das gilt dem Oberst!“ sagte Herbert, und lachte zu Pet Henle hinüber, der sich auch über diese unerwartete Bierlichkeit und Ungetülichkeit zu verwundern schien.

„Ja, die leidige Konkurrenz lehrt beten, selbst den Vater Tuller, lieber Henle, und das will viel sagen!“

Schren setzte sich auf die Bank seitwärts von dem gedeckten Tisch.

(Fortsetzung folgt.)



Wenn das ganze Dorf deinen Aßen einen Löwen nennt, dann nenne ihr auch so. Arabischer Spruch.

Münchener Brief.

Man schreibt uns aus München: In diesen Tagen findet in München wieder jener Altmarkt statt, den München unter dem Namen „Dult“ jedes Jahr dreimal aufleben läßt. Draußen, in dem alten Stadtteil „Au“, dort, wohin sich nie ein Fuß des fremden Münchenpilgers verirrt, ist wieder, unter der Obhut der Mariä-Hilf-Kirche die Stadt der Buden und Verkaufshallen entstanden, in denen es neben Altstücken von mehr oder minder guter Beschaffenheit, auch von nicht immer zweifelhafter Echtheit allerhand nützlichen und unnützen Kleintraum und geringe Ladereien zu kaufen gibt. Nur, daß die Uniformen öfter als sonst in den Wegen aufzutreten, erinnert an die Kriegszeit. Und noch eines ist anders als sonst: Im „Dultprater“, jener Gaudi der Schaubuden und Glückssstände, der mit der „Dult“ seit altersher eng verbunden ist, fehlen während des Krieges die musikalischen Darbietungen. Nicht jeder ist böse darüber, daß im Konzert des Trubels die künstlich erzeugten Geräusche fehlen.

Manch einer, der in den Antiquitätenständen der „Dult“ einen „alten“ Schmuck erstand oder eine „echte“ Miniatur eines Darmstädter Meisters oder auch ein Biedermeierstück von „garantiertem“ Herkunft, wird staunen, wenn ihn später einmal ein Sachverständiger belehren wird, daß nicht alles „alt“ ist, was nicht mehr glänzt. In den Beeten des Antiquitätenmarkts blüht natürlich auch das Geschäft der Fälscher. Und da zumeist vom Verkäufer hier nicht mit Bestimmtheit behauptet wird, aus welcher Werkstatt der verkaufte Gegenstand in Wahrheit stamme, entgehen diese Altstücks-Händler zumeist dem Gesetz. Anders liegt der Fall, wenn ein Unnuglosen einen echten „Dieb“ oder „Stud“ oder „Böcklin“

oder auch „Spitzweg“ kauft und nachher erkennt, daß er für dasselbe Geld auch einen ebenso echten „Raffael“ oder „Tizian“ hätte erzielen können, weil nämlich Dieb und Stuhl und Spitzweg und Raffael und Tizian in demselben Atelier — angefertigt wurden. Diese Art von Bilderschmieden entbehrt natürlich völlig des Humors, und auch das Gesetz pflegt solcherlei „Kunstfertigung“ sehr unpoetisch: Betrug zu nennen. In München gibt es von Zeit zu Zeit Prozesse, die das Treiben dieser Imitatoren entzweitern. Und auch in diesen Tagen gelang es wieder, in der Person eines Herrn Lehmann einen solchen Kunstbanditen festzustellen. Dieser Gedächtniskünstler verkaufte einem Schweizer Liebhaber für 2000 Mark vier „echte“ Meister und wurde bei dieser Gelegenheit als Gauner enttarnt. — Die Mittel, mit denen sich dieserlei Leute ihre Kunden (.... die nie alle werden ...) fangen, sind oft sehr einfacher Art. Beliebt ist z. B. die Mitarbeit einer ärmlich aussehenden Komplizin, die sich mit einer Leinwand unter dem Arm, an irgend einem belebten Ort aufhält. Ein anderer Mitgauner veranlaßt sie nun, das Bild herzugeben, und wenn sich aus dem Kreis, der sich bald um die Sehenswürdigkeit zusammenfindet, ein Kunstsiebhaber zu erkennen gibt, dann folgt eine rührsame Erzählung von der romantischen Erwerbung des Bildes (zumeist ist's eine Schenkung an die modellstehende Tochter) und von der Not, die zum Verkauf zwingt. Und oft geht der Kunstreisende, der einen Gelegenheitslauf wittert, auf den Leim.

Was das Münchener Kunstleben sonst betrifft, so ist nicht viel zu melden. Die Sezession hat am 31. Oktober ihre Pforten geschlossen, und dieser Abschluß bedeutet diesmal mehr als nur das Ende einer Saison-Ausstellung. Ist die Sommer-Ausstellung 1915 doch die letzte gewesen, die in dem wunderbaren Tempelbau am Königsplatz stattfinden durfte. Einer ungewissen Zukunft geht die „Sezession“ nun entgegen, nachdem der Staat sein Haus, das den Sezessionisten jahrelang Oldach gewesen, für eigene Zwecke verwendet will. Wenn wir uns auch tiefendental mit vielen Darbietungen der „Sezession“ nicht einverstanden erklären könnten und erkennen mußten, daß der Sturm und Drang, in Stagnation geraten, einen neuen Typ von Academismus angenommen hatte, wir achten in dieser Künstlergruppe doch ein Stück Münchener Kunstgeschichte. Daneben aber bedeuten z. B. die Frühjahrsausstellungen für die jüngere Künstlerschaft in künstlerischer und wirtschaftlicher Beziehung ungeheuer viel. Diese Ausstellungen waren für viele Künstler die erste Probe aufs Egemal ihrer Leistung. Und daß diese Leistung zur Geltung kommen konnte, das war nicht zum geringsten dem vornehmen, feierlichen Rahmen zu danken, in dem sie sich präsentierten durfte. Das wird nun anders werden. Für das Jahr 1916 ist der Glaspalast als Ort gewählt. Welch Ironie! Wie oft gab die veraltete sehr konservative Richtung der „Künstlergenossenschaft“, die im Glaspalast ihr Heim hat, den Sezessionisten Anlaß zu Spott und Gegnerhaft. Und nun? — Was selber im Glaspalast sieht, wird nicht mit Steinen werfen dürfen! Ungeklärt bleiben die Dinge, bis der Staat sein Wort einlösen und der Sezession das neue Heim geben wird, das ihr versprochen ward.

Die literarische Welt Münchens wurde in diesen Tagen durch die schmerzhliche Tatsache des Todes von Joseph Riederer tief ergriffen. Dieser Dichter gehörte zu dem kleinen Kreise der bedeutenden Münchener Satiriker. Von einer heiligen Liebe zu München ergriffen, schilderte er wie nur wenige diese wundervolle Stadt mit ihren Vorzügen und jenen Fehlern, die doch zu ihr un trennbar gehören. Riederer hatte erst vor zwei Jahren mit seiner Komödie „Morgenröte“ in München einen einschlagenden Erfolg. Der kleine Künstler und der wunderbare Idealist werden in München lebhaft bewundert. Riederers Andenken wird in der Literatur, aber auch in den Herzen derer, die ihn kannten, fortleben! R. R.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Aus dem feldgrauen Brüssel weiß ein Aufsatz von Klaus von Rheden in Velhagen und Klasings Monatsheften allerlei Interessantes zu erzählen, der über deutsche Etappen in Belgien berichtet. Er erzählt, daß für die Besiegten doch allmählich eine Periode wachsender Erkenntnis gekommen ist, zumal sie einsehen mußten, daß die Verwaltung durchaus die Grund-

sätze der belgischen Verfassung respektierte. Die Militärgouverneure der Provinzen und die Kreishauptleute der Arrondissements arbeiten gemeinsam mit den einheimischen Polizeibehörden, die Präsidenten der Zivilverwaltung wiederum gemeinsam mit den belgischen Provinzialräten. Die Ministerien sind unter Aufsicht deutscher Referenten geblieben, bis auf die des Äußeren, des Krieges, der Kolonien und des Verkehrs. Das letztere hätte man gern behalten, aber es erwies sich als unmöglich. Die Regierung in Habre verbot den belgischen Eisenbahnbeamten, ihren Dienst im deutschen Interesse wieder aufzunehmen, selbst die Post muß heute noch mit einer gemischten Beamtenchaft arbeiten. Die Schwierigkeiten der Völkerernährung wurden zunächst durch die Verpflichtung der Deutschen geregelt, daß aus dem Auslande eingeführte Getreide nicht für das Besatzungsgebiet requiriert. Über auch die finanzielle Frage war noch zu lösen. Die Staatsbank war nach London geflohen, und an ihrer Statt rief das Gouvernement mit Hilfe der Société générale eine neue Notenbank ins Leben, die auf der Grundlage der Kriegsbonität errichtet wurde und nun zugleich das Requisitionswesen regelt. Die unter Geheimrat von Lumé arbeitende Bankabteilung des Gouvernements beschäftigt sich auch mit der Wiederbelebung des belgischen Wirtschaftswesens. Ihr zu Seite steht eine besondere Wirtschaftskommission für Anbau, Ausfaul und Ernte und eine Kohlenzentrale für die Hüttenindustrie. Die Ziviljustiz verblieb den belgischen Gerichten, nur vereinzelte Ergänzungsmäßigkeiten wurden notwendig und trotz des anfänglichen Widerstandes der Advokatur auch durchgeführt. Ebenso wurde das „rote Kreuz“ unter deutsche Leitung gestellt und umfaßt heute das ganze Gebiet freier sozialer Hilfsarbeit. Von großer Wichtigkeit war ferner die Wiederaufnahme von Gesetzen, die unmittelbar vor Kriegsausbruch erlassen worden waren, so vor allem des Gesetzes über die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit und des neuen Schulgesetzes, das dem Analphabetentum steuern soll. Der Patriotismus der Belgier ist durch alle diese Anordnungen nicht berührt worden. Unter der Oberfläche des Sichfügens gärt wohl noch immer der stumme Trotz. Die Militärgerichte sind freilich nicht allzu sehr beschäftigt: die Strafen für Ausschreitungen, Spionage, heimliche Auswanderung, Widerstand gegen die Behörden haben sich nicht vermehrt; dem Unfug der „schwarzen Listen“ mit den Namen derjenigen, die mit den Siegern ein gütliches Auskommen suchen, tritt das Gouvernement streng entgegen. Jedenfalls ist jetzt nach Jahresfrist das Leben in Belgien ungleich anders geworden als in den ersten Monaten des Krieges.

Ein französischer Kriegsmarkt in der Kampfzone. Der nach dem Westen entstandene Berichterstatter des „Journal“, Georges Prade, entwirft die folgende lebendige Schilderung eines französischen Soldatenmarktes im Kriegsgebiet, wobei die Kreisbereiche der französischen Händler und die Ohnmacht der Gesehe in scharfer Weise beleuchtet werden: „Der große Marktplatz in X. wimmelt von Menschen. Soldaten aller Waffengattungen, Militärfüchse, Offiziere, die für einige Stunden aus den Schützengräben hierher gekommen sind, um sich selbst einiges einzulaufen. Überall hört man laute Unterhandlungen und vergebliches Heischen. Ich begegne einem Pariser Bekannten, der — als Regimentsloch eingezogen — einen großen Korb am Arm, im Begriffe ist, Eier zu erhandeln. „Wie viel Eure Eier, Mutter?“ — „Zwei Franken 60 das Dutzend.“ — „Was! Eure Hennen haben wohl das Kriegskreuz erhalten? Der hier gesetzlich vorgeschriebene Preis ist zwei Franken.“ — „Allerdings, aber das hier sind besonders frische Eier. . . .“ Mein Bekannter erblidt mich, und wir drücken uns die Hand. „Wie geht's?“ — „Schlecht, man kann nichts kaufen bei diesen Schwindspreisen.“ — „Wieviel? Die Preise sind doch vom Kommando vorgeschrieben.“ — „Ja, aber nur auf dem Papier. Das hier ist das Trautland der Schwindler. Hier heißt es wahrhaftig: Geld oder Leben. Die einen opfern sich einige Stunden von hier im Kampfe, die anderen opfern uns und unseren Geldbeutel. Hier, sehen Sie, sind die gesetzlichen Preise angeschrieben.“ Ich las. „Sie sehen“, sagte mein Führer, „daß diese vorgesetzten Höchstpreise zwar teuer, aber erschwinglich sind. Wer was die Leute hier Handel nennen, ist reiner Betrug an den Soldaten, die für sie kämpfen und sterben. Kein Mensch hält sich an die Vorschriften; es ist geradezu Diebstahl. Sie haben meinen Handel mit den Eiern angeholt. Nun werde ich Ihnen zeigen, wie der Schwund gemacht

wird." Wir gingen zu den Verkaufsständen. "Wie viel kosten die Artischocken?" — "1 Franken 20." — "Aber der Höchstpreis ist doch $\frac{1}{2}$ Franken." — "Ja, aber wir haben nur ganz große Artischocken. Die kosten 1 Franken 20." — "Was kosten die Kartoffeln?" — "30 Centimes." — "Aber der gesetzliche Preis ist doch nur 18!" — "Allerdings, doch dies sind besonders keine holländische Kartoffeln." — "Holländische? Dann müssten sie wohl zu Fuß um das von den Deutschen besetzte Belgien herummarschieren?" Und so war es bei allen Verkaufsständen. Der offizielle Tarif wird glatt umgangen. Die Gebele sind nicht mehr als tote Buchstaben. "Jetzt", sagte mein Begleiter, "sollten Sie erst die Waren sehen, für die keine Höchstpreise bestimmt wurden. Da herrscht erst recht die Krämerphantasie. Wir kaufen z. B. zwei Löffel Gurken. Wenn eine alte Frau uns bedient, kosten die Gurken zwei Franken 25. Ein hübsches junges Mädchen aber sieht ein verführerisches Lächeln auf und verlangt 2 Franken 75. Das Lächeln der Jugend kostet hier 50 Centimes Aufschlag." — "Und werden diese unerhörten Preise bezahlt?" — "Immer. Was wollen Sie, der arme Soldat, der wochenlang nur seinen Unteroffizieren betrachten konnte, gibt sein Geld willig für die geringste Kleinigkeit her. Und das nützen die Verkäufer aus. Nach dem Krieg werden sie sich als reiche Leute zurückziehen." Was ich hier berichte, ist — so unerhört es klingen mag — nicht erfunden, sondern gesehen und vollkommen wahr. Auf dem Felde wagen die Soldaten ihr Leben, und hinter den Schüttengräben müssen sie alle ihre Börse dem Schwindel und dem Diebstahl preisgeben. Auch das ist ein grimmiger Krieg. Und je weiter man vordringt, desto stropelloser werden die Preise in die Höhe geschaubt. Das nennt man — Kriegshandel."

Die Jagd nach dem Sous. In Frankreich und ganz besonders in Paris ist man jetzt eifrig auf der Jagd nach dem Wechselgeld. Überall, im Geschäftsleben, auf der Straßenbahn, in den Postämtern, macht sich der Mangel an Kleingeld aufs unangenehmste fühlbar. Der Sous — das gebräuchliche 10-Centimes-Stück, ist so rar geworden wie ein Viechhabergegenstand von hohem Werte. Und während die hilflose Regierung ratlos nach der Ursache des Übels und geeigneter Abhilfe fahndet, werden die Zeitungen von der verärgerten Bevölkerung mit Anfragen, Vorschlägen und Vorwürfen überhäuft. Wie das "Journal des Débats" in seiner letzten Ausgabe schreibt, ist die Jagd nach dem Sous zum aktuellsten heizumstrittenen Problem der Pariser geworden: "Schon seit Monaten hat man in Mittelfrankreich einen immer empfindlicher werdenden Mangel an Scheidemünzen festgestellt. Nun ist auch Paris aufs heftigste von dieser seltsamen Krankheit erfaßt worden. Und während man — noch immer vergeblich — nach den Ursachen dieser Erscheinung sucht, wäre es wohl Zeit, an ein Hilfsmittel zu denken, um diese mühselige Erschwerung im öffentlichen Verkehr wenigstens teilweise zu mildern. Bereits haben die Straßenbahnen kleine Fahrscheinhefte herausgegeben, die — für eine Anzahl Fahrten reichend, 1 Franken kosten, so daß in diesem Falle das Kupfergeld überflüssig wird. Sollte nicht auch die Pariser Omnibusgesellschaft diesem Beispiel folgen? Man könnte diese Fahrscheine auf den Strecken der Gesellschaft ja auch als Wechselgeld erklären, das für eine oder mehrere freie Fahrten berechtigt. Außerdem sollte man eine Kontrolle einrichten, die dafür sorgt, daß die Sous-Stücke, die tagsüber eingenommen wurden, nicht insgeheim aufgesteckt werden, sondern dem allgemeinen Verkehr erhalten bleiben. Auch in allen anderen, dem Publikum zur Verfügung stehenden Unternehmungen, in Gastwirtschaften, Kaufhäusern usw., sollte man in ähnlicher Weise vorgehen. Und schließlich wäre es Sache der Regierung, sich endlich dieses Problems anzunehmen. So geht es auf keinen Fall weiter. In den großen Geschäften werden bereits Postmarken an Stelle des Wechselgeldes ausgezahlt. Und an den Schalterräumen der Eisenbahnen sind Tafeln angebracht, auf denen zu lesen ist, daß kein Kleingeld herausgegeben werden kann. So muß man oft auf die Differenz zwischen der überreichten Geldnote und dem Fahrpreis verzichten, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, mit tödlicher Sicherheit seinen Zug zu versäumen."

D'Annunzios Kriegserlebnisse. D'Annunzio, der Dichter des "heiligen Egoismus", hat im Verlaufe des bisherigen italienischen Feldzuges bei den Alliierten mehr von sich reden gemacht, als die gesamte italienische Armee und ihr "wetter-

wendischer" Meteorologe und Oberbefehlshaber Cadorna. Der Dichter der irreidentistischen Öde, der sich vor der italienischen Kriegserklärung für Geld und gute Worte zum Aufwiegler des italienischen Straßenpöbels hergab, war stets ein Meister der Nostalgie. Aber erst der Krieg hat d'Annunzios Nostalgie und Nostalgenie zu bisher unerreichtem Umfang emporblühen lassen. Bei Kriegsausbruch ließ der Poet der Phrase und des Geldbeutels sich mit grohem Pomp als Lieutenant in der Armee aufnehmen, wobei er natürlich Sorge trug, daß die italienischen, französischen und englischen Blätter von dieser Tat mit langen und marftscherischen Artikeln Kenntnis nahmen. Als dies erreicht war, verzichtete d'Annunzio in stiller Bescheidenheit auf die Ausübung seines Dienstes im Felde und ließ die aufhorchende Welt wissen, daß er zum Chronisten des italienischen Krieges auserwählt worden sei. Da diese Beschäftigung sich aber allzu wenig romaneigig erwies, verbreitete der geschäftige Dichter seinen dritten und letzten Entschluß: da sein Heldenherz sich nach dem Ruhm der Schlachten sehne, werde er den Beruf des Chronisten mit dem des Offiziers vereinen und kämpfend Eindrücke sammeln. Hierauf bestieg er ein elegantes Automobil, um mit der Geschwindigkeit von 60 Pferdestärken an die Front zu eilen. Aber das Automobil des kriegerischen Dichters scheint ein schlechter Wagen gewesen zu sein: es röch wie eine Schnecke durch Mittel- und Oberitalien und machte in jeder Stadt lange Rast. Schließlich langte es mit lechter Kraft in Venedig an, wo ihm endgültig die Rute ausging. Vöswillige Leute — sogar Italiener — haben behauptet, daß d'Annunzio in Venedig stunden blieb, weil ihm der Mut ausgegangen war, aber der Dichter selbst hüllte sich über diesen Punkt in vornehmes Schweigen. Nur endlich aber erfährt man d'Annunzios Kriegserlebnisse: der Italien-Verlegerstatler des "Journal", Jean Carrère, teilt den glücklichen Parisiern mit, daß d'Annunzio nunmehr — im sechsten Monat des italienischen Krieges — in voller Uniform an der Isonzofront angekommen sei. Natürlich beistle sich Herr Carrère, den Dichterleutnant um eine Audienz zu ersuchen, in deren Verlauf d'Annunzio über seine Heldenataten berichtete. "Bünnlich wie ein König", heißt es im "Journal", "fuhr d'Annunzio im Automobil bei mir vor. Es war in einer Etappestation am Isonzo. Der Dichter sah wunderbar gesund aus, sein Auge leuchtete hell und rein, seine Haut war männlich gebräunt. Wie zum Teufel", fragten wir, "stellen Sie es an, so jugendlich zu erscheinen? Sie sehen nicht wie ein Lieutenant aus, sondern höchstens wie ein Unterleutnant." "Das ist der Wille", erwiderte der Dichter mit einem Lächeln der Weisheit, "der eiserne Wille macht jung." Hierauf erzählte d'Annunzio, wie er im Aeroplano über Triest geflogen sei. "Die Augeln pfiffen um uns", sagte d'Annunzio, "und zum Beweis zog er ein Geschöß aus der Tasche, das er zur Erinnerung aufbewahrt hatte. Im weiteren verbreitete sich Herr Carrère des längeren über diese Kugel, wobei er sich nicht den Kopf darüber zu zerbrechen scheint, wie es möglich sei, eine Kugel, die an einem fliegenden Aeroplano vorbeisauste, als Prässe des Flugzeuges in seine Tasche zu bringen. In schöner Unbekümmertheit fährt er fort: "Endlich", sagte d'Annunzio, "landeten wir in Venedig. Man sagt, daß ich sehr bleich gewesen sei, als ich wieder den Erdboden betrat. Das war nichts anderes, als die heroische, tief innerliche Erregung der Seele." Troch seines eisernen Willens senkte d'Annunzio bei diesen Worten die Stimme. Dann berichtete er über seine Fahrt im Unterseeboot. "Ja, ich war im Meere unter dem Wasserspiegel. Und hier hatte ich vor allem Gelegenheit, den Heldenmut unserer Mannschaften zu bewundern. O, o, diese edlen, tapferen Leute! ..." Zum Schlusse erklärte d'Annunzio, er glaube nicht, daß Europa sich nach diesem Kriege in Frieden hüllen werde. Seiner Meinung nach müsse es einen ganzen Zyklus heroischer Kriege geben... Nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Spalten im "Journal" sind den glorreichen Ausführungen d'Annunzios gewidmet. Nur schade, daß weniger gutgläubige und weniger d'Annunzio-freundliche Blätter festgestellt haben, daß der Dichter bis zu seiner Reise nach dem — Etappengebiet der Isonzofront das Hotel Danielli in Venedig überhaupt nicht verlassen und seine Kenntnis der Kriegsflusfahrt und des Unterseeboots lediglich aus den im dortigen Lesezimmer ausliegenden illustrierten Zeitschriften geschöpft hat. Auf diese Weise läßt sich allerdings auch "ein Zyklus heroischer Kriege" bequem überbauen!....